Editorial

Das vorliegende offene Heft thematisiert Gesellschaftsstrukturen in sehr unterschiedlicher Weise. In den Beiträgen geht es um systemische, kulturelle und politisch-normative Gesichtspunkte, unter denen soziale Phänomene und Prozesse analysiert und erklärt werden sollen. Man kann die Verschiedenheit, ja Heterogenität dieser Perspektiven als Ausdruck einer produktiven Diversität der Soziologie interpretieren. Doch gerät diese Einstellung leicht zur Euphemisierung eines bekannten Phänomens. Das Problem ist, dass diese Perspektiven bislang theoretisch nicht wirklich überzeugend miteinander verbunden werden. Damit entsteht eine Haltung, die auch in diesem Heft vorgeführt wird: ein Probieren und Experimentieren, um zu analytisch überzeugenden Modellen soziologischer Beschreibung und Erklärung zu gelangen. Es zeichnet sich aber kein Königsweg zu solchen integrativen Modellen ab.

In den Aufsätzen dieses Heftes geht es zum einen um die Zivilgesellschaft, die im Hinblick auf verschiedenste soziale Formen (EU, Religion, Nation, Globalisierungsbewegungen) den Analysefokus der Autoren bestimmt. Nun ist Zivilgesellschaft ein Begriff, der auf weniger als auf Gesellschaft und auf mehr als auf funktionale Teilbereiche von Gesellschaft zielt. Das aber gerade macht ihn geeignet zum Denken sozialer Prozesse. Zum anderen geht es am Anfang und am Ende des Heftes um Versuche, die Grenzen etablierter analytischer Modelle zur Erklärung sozialer Prozesse aus einer makrosoziologischen bzw. einer mikrosoziologischen Perspektive auszuloten und neu zu bestimmen.

Uwe Schimank folgt der Idee, zwei Theoriestücke zu kombinieren, die bislang eher nebeneinanderher liefen: die Theorie der modernen Gesellschaft als einer funktional differenzierten Gesellschaft und als einer kapitalistischen Gesellschaft. Drei Stränge theoretischer Argumentation werden miteinander kombiniert: die Idee funktionaler Differenzierung, die Idee einer strukturellen Instabilität des Wirtschaftssystems und die Idee einer kulturellen Konstruktion des Kapitalismus als einer sich selbst erfüllenden sozialen Konstruktion. Insbesondere die Verbindung von Kapitalismusanalyse plus Systemtheorie mit Kulturanalyse provoziert geradezu Nachfragen. Was passiert, wenn einige Gruppen nicht das Wirtschaftssystem, sondern das Religionssystem zum dominanten System erheben und damit den Mechanismus der sich selbst erfüllenden Konstruktion mit religiösem Glauben besetzen? Ist es wirklich nur der Glaube an den Kapitalismus und nicht der Glaube an Gott (der ja heute mehr Akteure denn je bewegt), der über die Dominanz eines Teilsystems in einer funktional differenzierten Gesellschaft entscheidet? Auch die Auszeichnung des ökonomischen Systems als eines besonders „prekären“ Systems provoziert die Frage: Ist nicht auch das religiöse System in der Moderne ein ausgesprochen

prekäres soziales System? Sind nicht vielleicht alle Teilsysteme „prekär“ in dem Sinne, dass sie auf andere angewiesen sind? Schimank führt vor, wie man mit Kombinationen von Theorieteilen experimentieren und Theorieeffekte erzeugen kann, in der Hoffnung, auf induktivem Wege zu umfassenderen Theorien zu kommen. Dieser induktive Weg führt zwar noch nicht zu einer allgemeineren Theorie; er bewirkt aber etwas anderes, was Theorieentwicklung vorantreibt: produktive Nachfragen.

Der Aufsatz von Hans-Jörg Trenz, Nadine Bernhard und Erik Jentges spielt mit einer anderen Kombination von theoretischen Bauelementen. Die Analyse der organisierten Zivilgesellschaft verknüpft die normativen Theorien der Zivilgesellschaft mit Theorien der Emergenz von kollektiven Akteuren, von zivilgesellschaftlichen „Konstituentenschaften“. Zivilgesellschaft wird als eine Diskursformation (die analytisch aus Rechtfertigungslogiken hergeleitet wird) beschrieben, die Repräsentationsansprüche (jenseits von Partizipationsfunktionen) begründet und als solche in das Geflecht von Governance-Strukturen eingebunden wird. Diese Analysestrategie bringt die normativen Ansprüche an moderne Governance-Strukturen mit den strukturellen Erfordernissen komplexer Entscheidungssysteme an einem besonderen Fall in einen Zusammenhang, nämlich dem Fall der europäischen Zivilgesellschaft. Das empirische Ergebnis ist ernüchternd: Empirisch ist auch die emergente Zivilgesellschaft in Europa ein weiteres Element in der Konstruktion des Elitenkonsensus, der bislang den europäischen Integrationsprozess getragen hat. Der theoretische Ertrag der Untersuchung bleibt offen: Normative Bezüge stehen weiterhin in einem nur empirisch beschreibbaren Zusammenhang mit sozialen Prozessen.

Mark Herkenrath untersucht in seinem Beitrag globalisierungskritische Bewegungen, also kollektive Akteure, unter dem Gesichtspunkt, inwieweit die Nord-Süd-Differenz, also eine strukturelle Eigenschaft der Weltgesellschaft, diese Bewegungen affiziert. In dem Aufsatz wird eine handlungstheoretische Perspektive mit globalisierungstheoretischen Elementen verknüpft, und zwar über die – dann empirisch zu testende – These, ob die globale Zivilgesellschaft die strukturellen Ungleichheiten der Weltgesellschaft „reproduziert“. Das Ergebnis spricht gegen eine einfache Parallelisierung: Die Differenzen innerhalb des Südens zwischen den Ländern der Peripherie und der Semiperipherie sind stärker als die Differenzen zwischen Nord und Süd. Offensichtlich gibt es zwei Logiken, die Logik der weltgesellschaftlichen Differenzierung und die Logik kollektiven Handelns, die an den untersuchten Fällen in Beziehung zueinander gesetzt werden, ohne dass allerdings bereits eine theoretische Lösung für diese Relationierungsdynamik angeboten werden könnte.

Fallstudien, gerade wenn sie eng in Raum und Zeit eingegrenzt sind, eignen sich oft als Schlüsselfälle für die Entwicklung allgemeiner Theorien. Das gilt auch für die Studie von Jürgen Fleiß, Franz Höllinger und Helmut Kuzmics zum Nationalstolz in Österreich, die mehr ist als eine Studie zur Befindlichkeit der Österreicher. Die Autoren untersuchen Nationalstolz unter einer dezidiert methodologischen Perspektive. Sie fragen nach der Validität dessen, was da eigentlich als Nationalstolz gemessen wird, und kommen zu ernüchternden Ergebnissen. Ihre Probing-Studie zeigt, dass Gefühle des Stolzes einen extrem weiten Bedeutungshorizont haben. Ein literarischer Fall von Stolz (die Geschichte eines Fußballfans) regt dazu an, Stolz von seinen positiven Implikationen zu lösen: Stolz geht keineswegs nur mit positiven Identifikationen einher, sondern kann genauso negative Empfindungen bis hin zu Hass implizieren. Dieses kleine, aber methodologisch

wohlbegründete Untersuchungsergebnis zeitigt große theoretische Folgen. Das Verhältnis von Bedeutungen und sozialen Strukturen lässt sich nämlich dann nicht mehr regressionstheoretisch beschreiben: Es gibt keine eindeutigen Bedeutungen, die auf strukturelle Merkmale „zurückgeführt“ werden können. Identitäten sind in soziale Prozesse, die Individuen involvieren, nicht nur eingelassen, sondern erhalten ihre Bedeutung erst durch diese Prozesse. Das vertrackte Verhältnis von Kultur und Gesellschaft wird hier über eine methodologische Fährte neu angedacht, ohne dass schon klar würde, wohin das führt.

Richard Traunmüller testet in seinem Aufsatz die Sozialkapitaltheorie im Hinblick auf die Frage, ob Religion Sozialintegration fördert. Dies ist eine uralte Frage der Soziologie, von Marx über Weber und Durkheim bis hin zu Wuthnow und anderen jüngeren Religionssoziologen, und immer eine Frage danach, inwieweit Ideen die realen Beziehungen von Menschen untereinander bestimmen. Traunmüller sieht diese Frage und lässt sie im Gepäck; zugleich spezifiziert er die Frage so, dass im Fallvergleich von unterschiedlichen religiösen Ideensystemen die Effekte von Religion als identitäts- und statusüberbrückendes (kurz: brückengenerierendes) Sozialkapital sichtbar werden. Damit wird eine grundlegende Theoriefrage sozialkapitaltheoretisch umformuliert und einer quantitativ-statistischen Analyse zugänglich gemacht. Das theoretische Puzzle wird also methodologisch eingekreist und empirisch fixiert. Die große theoretische Frage bleibt am Ende aber weiterhin im Gepäck.

Theorieentwicklung über konzeptuelle (und nicht methodologisch kontrollierte empirische) Arbeit ist der Kontext, in dem sich der das Heft beschließende Aufsatz von Michael Schetsche, René Gründer, Gerhard Mayer und Ina Schmied-Knittel verorten lässt. Bereits der Anspruch des Untertitels, Elemente einer transhumanen Handlungstheorie zusammenzustellen, macht theoretisch neugierig. Diese Handlungstheorie wird an einer für die Soziologie konzeptuell zentralen Stelle erörtert, an der Grenzkategorie des in einer Interaktion überhaupt als Akteur erkennbar werdenden Gegenübers. Was gehört zum Sozialen und was gehört nicht dazu? Diese Zugehörigkeit ist variabel, sodass die Idee, den „maximal Fremden“ zu bestimmen, eine Fährte eröffnet, auch die Theorie des Sozialen in dieser Hinsicht analytisch genauer zu fassen. Das Ergebnis dieser Überlegungen ist nicht überraschend, aber theoretisch folgenreich: zum Sozialen gehört prinzipiell alles in der Welt, das benennbar ist. Dann machen Delfine in der Heilpädagogik, Außerirdische in der Wissenschaft und der auszutreibende Dämon im Katholizismus durchaus (sozialen) Sinn. Die Erreichbarkeit von Kommunikationen mit „maximal Fremden“ ist aber offensichtlich nicht so selbstverständlich, wie wir uns das in der Normalsituation des Alltags vorstellen. Die Grenzen des Sozialen können gedehnt und verschoben werden, und wenn die Naturwissenschaft dann dies wiederum als unwissenschaftlich kritisiert, so ist doch die Sozialwissenschaft gezwungen, genau diese Anmahnung wiederum als Kommunikation zu sehen, deren Grenzen nicht kontrollierbar sind. Verstehen kann man, auch wenn es nicht allen gleichermaßen plausibel erscheint, dass das, was manche verstehen, für andere keinen Sinn macht. Aber genau das, was für einige Sinn und für andere Unsinn ist, konstituiert Sozialität. Dieser mikrosoziologische, durch Fallstudien geschärfte Blick folgt ein Stück weit dem Versuch von Bruno Latour, aus ähnlich angelegten Fallstudien zu Kollektiven menschlicher und nicht-menschlicher Entitäten weitreichende gesellschaftstheoretische Konsequenzen zu ziehen. Doch im Gegensatz zu Latour ziehen die Autoren

nicht den Schluss, explanatorische Ansprüche sozialwissenschaftlicher Theoriebildung aufzugeben, sondern plädieren dafür, diese auszuweiten.

Zurück bleibt die Frage nach den guten umfassenden Theorien, die man mit dem methodischen Raffinement, das sich inzwischen akkumuliert hat, testen könnte. Offensichtlich bewegen wir uns in den Sozialwissenschaften aber weiterhin in der Phase der Theorieentwicklung – und die Aufsätze in diesem Heft legen dazu ein beredtes Zeugnis ab.

Klaus Eder